



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

theilweisen Eingreifen die Verantwortung der Disharmonie und ungenügender Erfolge zu tragen, und zwar ausschließlich zu tragen, wie es unvermeidlich ist, so lange der Name des Fürsten an der Spitze des Reichs und Preußens steht. Die Frage mußte gestellt werden; über den Ausgang aber ist bis heute jede Vermuthung unzulässig.

C—r.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 28. Februar.

Die Winterfaison, wenn auch die Eisblume am Fenster zu zerrinnenden Pflanzen werden zu wollen scheinen, neigt sich ihrem Ende zu. In auswärtigen Blättern liest man wahrhaft schaurige Dinge von dem dormaligen traurigen Zustande des Berliner gesellschaftlichen Lebens: die „Volkstokale“ sind verödet, die Restaurants, in denen der Mittelstand sich zu erholen pflegt, fristen ein kümmerliches Dasein, und auch die Etablissements, die der höheren Gesellschaft zum Sammelpunkt dienen, leiden an der Schwindsucht — kurz, es liegt eine Art Leichentuch über ganz Berlin ausgebreitet. So schlimm ist es nun freilich nicht. Wer sich das Vergnügen machen will, an einem Sonntagabend die Wirthschaftsräume der „Reichshallen“ oder eine der renommirten Weißbierkneipen zu besuchen, wird sich überzeugen, daß das Gewühl nicht geringer und die Lust nicht besser ist, als ehemals; und wer nach dem Theater in irgend einem der anerkannt guten Restaurants höheren Ranges zu soupiren gewohnt ist, muß, wenn er einen erträglichen Platz haben will, seine Schritte heutzutage ebenso beschleunigen, wie vor zwei, drei Jahren — der Unterschied ist nur, daß die ganze Physiognomie der Gesellschaft an Widerlichkeit beträchtlich verloren hat. Im Allgemeinen ist der Ausdruck der Geschäftsstockung freilich nicht hinwegzubringen; doch entzieht sich die letztere so sehr einer wirklich exacten Beobachtung, daß die betreffenden Urtheile auf Zuverlässigkeit und generelle Gültigkeit keinen Anspruch machen können. Symptome, wie das Verschwinden der Gummiräder, das Nichtzustandekommen des zweiten Subscriptionballes wegen Mangels an Betheiligung, die schlechten Geschäfte gewisser Gründerunternehmungen, und — um auch dies nicht zu vergessen — die merkliche Reduction der demi-monde, berechtigen schwerlich zu der Befürchtung, daß wir einem verhängnißvollen Abgrunde entgrentreiben. Mit

weit größerem Rechte darf die andauernde Krise als ein heilsamer Läuterungsprozeß betrachtet werden, heilsam für alle Schichten der Bevölkerung, denn alle standen auf dem Punkte, im Taumel eitler Hoffahrt die sittlichen Elemente des Lebens zu vergessen. Großes Vergnügen wird diese Wanderung durchs Fegfeuer den Betheiligten freilich nicht gerade bereiten. So mancher Junggesell versagt sich wohl nur schweren Herzens den Sport, das Spiel und andere süße Gewohnheiten und so manche Jungfrau richtet wohl feuchten Auges die Frage an den Himmel: „Warum muß grade meine Jugend in die Tage des verblühten Glanzes fallen?“ Betrost, schönes Kind, es wird dein Schaden nicht sein. Sind wir erst gründlich zu einer vernünftigeren Lebensweise zurückgekehrt, dann wird so mancher Mann nicht mehr vor den unerschwinglichen Kosten eines eigenen Herdes zurückzuschrecken brauchen und die Schaar jener verblühten Grazien, denen der nagende Kummer um die erfolglos dahingerauschte Glanzperiode den Rest der Tage verbittert, wird sich erheblich vermindern. Obendrein hat dir der Himmel für das Vergnügen des schwülen Tanzsaals einen zehnfach gesunderen und hundertfach poetischeren Ersatz geboten durch die herrliche Eisbahn, die die Wangen röthet und die Seele erfrischt! Also fort mit dem Trübfinn und heiteren Muthes dem neuen Zuschnitt des Lebens sich anbequemt! Dann wird aus unseren Tagen wieder ein Geschlecht acht deutscher Frauen hervorgehen. —

An geistigen Genüssen leiden wir auch in diesem Winter keinen Mangel. Im „wissenschaftlichen Verein“, der allsonnabendlich in den Räumen der Singakademie ein ausgewähltes Auditorium versammelt, sind in jüngster Zeit die Vorträge Sybel's und Treitschke's der Glanzpunkt gewesen. Jener zeichnete in reicher Gedankenfülle und mit der ihm eigenen Formvollendung das Lebensbild der unglücklichen Marie Antoinette, dieser enthüllte, mit dem ganzen Feuer seiner hinreißenden Beredsamkeit, Samuel Pufendorf's wissenschaftliche und vor Allem seine nationale Bedeutung. Mit diesem Treitschke'schen Vortrage ist dem so lange verkannten, vielfach geschmähten, von den Meisten sogar ganz vergessenen Patrioten, der den Zustand Deutschlands in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wie kein Anderer mit politischem Scharfblick durchschaut und seine Jämmerlichkeit bald mit heißendem Spott, bald mit heiligem Borne gegeißelt hat, endlich Genugthuung widerfahren. Der berühmte Essayist wird hoffentlich nicht unterlassen, durch Veröffentlichung dieses Charakterbildes die Schuld der Nation an Pufendorf vollgültig abzutragen.

Im Reiche der Musik ist in den letzten Wochen Rubinstein bei uns König gewesen. Ueber die vollendete Technik und die überwältigende Genialität seines Klavierspiels auch nur ein Wort zu sagen, wäre thörichter Ueberfluß. Aber über den Componisten Rubinstein mögen ein paar flüchtige Bemerk-

kungen gestattet sein. Herr Rubinstein begann seinen diesjährigen Berliner Concertcyklus mit einem Abend, der ausschließlich seinen eigenen Compositionen gewidmet war. Um dergleichen überhaupt wagen zu können, muß man sich in der Gunst des Publikums bereits unerschütterlich wissen; und man hat das doppelt nöthig, wenn man solche Musik zum Besten giebt. Die graziösen, bald melancholisch-düsteren, bald neckisch-ausgelassenen Kleinigkeiten für das Klavier läßt man sich gern gefallen; prägt sich doch in ihnen des Künstlers ganze Eigenart aus! Wenn sie auch keinen bleibenden Werth haben, was liegt daran? Er hat uns mit ihnen entzückt und so wie er spielt sie uns doch kein Anderer. Ganz anders aber stehen wir einem großen Orchesterwerke gegenüber. Hier muß sich der Componist die Beurtheilung unter dem Gesichtspunkte des „*τιμηα εις ασι*“ gefallen lassen und diese Prüfung vermag die „Symphonie dramatique“, welche Rubinstein an jenem Abend zu Gehör brachte, nicht zu bestehen. Ob altklassische oder Zukunftsmusik, darüber lassen sich keine Vorschriften machen; auf alle Fälle aber wird man Einheitlichkeit des Charakters, geschlossene Consequenz des Stils verlangen dürfen. In jener Symphonie wogt es bunt und in ewigem Wechsel durcheinander: bald Wagner bald Mozart, bald Beethoven bald Gounod, die Neueren jedoch, besonders Wagner, immer mit dem Löwenantheil; von Originalität ist wenig oder nichts zu entdecken. Dabei soll die ergreifende Schönheit einzelner Stellen nicht geleugnet werden; aber diese erfrischenden Nasen vergessen sich in dem endlosen Gewir und der Schlußindruck bleibt der des Befremdenden und Unbefriedigenden.

Als neuesten Stern am musikalischen Himmel hatten wir am Sonnabend die „italienische Operngesellschaft“ im königlichen Schauspielhause zu begrüßen. Die Gesellschaft ist dirigirt vom Maestro Arditì und besteht aus Frau Artòt nebst deren Gemahl Herrn de Padilla und im Uebrigen, soviel wir bis jetzt zu sehen bekommen haben, aus einer einzigen Dame und einem einzigen Herrn. Als Eröffnungsvorstellung gab man *L'ombra von Flotow*, die langweiligste und unbedeutendste Oper, welche ich mich je gehört zu haben erinnere. Wie der Componist von „Martha“ und „Stradella“ sich selbst in solchem Grade hat untreu werden können, ist schier unbegreiflich. Es war kein glücklicher Griff, den die Gesellschaft mit diesem Werke gethan. Dasselbe war hier vollständig unbekannt; naturgemäß richtete sich also die Aufmerksamkeit weit mehr auf das Aeußere als sonst bei bekannten Opern, wo der Hauptaccent auf den rein musikalischen Genuß fällt. Gerade aber in der äußeren Erscheinung hat die Gesellschaft mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Frau Artòt hat niemals für eine Schönheit gegolten; lediglich ihr künstlerischer Werth, nicht bestrickende Aeußerlichkeit hat ihr die dauernde Zuneigung und rückhalts-

lose Verehrung der Berliner gewonnen. Aber bei aller Pietät kann doch nicht verschwiegen werden, daß Frau Artôt in ihrer heutigen Erscheinung mit der Rolle einer jugendlichen Braut schlechterdings unvereinbar ist. Und was die übrigen Mitglieder betrifft, so kann nur Herr de Padilla als ansprechende Persönlichkeit genannt werden. Doch würde man gern auf das Aeußere verzichten, wenn nur eine vollendete musikalische Leistung geboten würde. Aber die gänzlich abgesungene und noch dazu fortwährend mit Gaumentönen operirende Stimme des Tenoristen konnte, im Verein mit der körperlichen Erscheinung des Mannes nur Bedauern erwecken, und Signora Cristino, die mit einem nicht üblen, wenn auch etwas harten Sopran begabt ist, sang zwar recht herzhast und mit angelerntem Gie drauf los, leider aber entsprachen Intonation und Ausführung der schwierigeren Passagen nicht immer der Sicherheit des Auftretens. So liegt also die ganze Last des Unternehmens auf den Schultern des Ehepaars Padilla. Herr de Padilla besitzt einen trefflich geschulden Baryton, kräftig und doch weich, von wunderbarem Wohlklang. Und vor Frau Artôt ziehen wir auch heute noch ehrfurchtvoll den Hut. Was nützt es, daran zu erinnern, was sie ehedem gewesen; fragen wir, was sie ist! Das Höchste der Gesangkunst bleibt doch immerdar jener geheimnißvolle Zauber, der auch das härteste Herz erweicht. Und diesen Zauber übt die gefeierte Sängerin nach wie vor. Sehr zu bedauern wäre es, wenn er durch die mitwirkenden Elemente ernstlich beeinträchtigt würde. Einstweilen wollen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die „italienische Gesellschaft“ in ihrem Verbands noch andere Kräfte birgt, welche es mit besserem Rechte wagen dürfen, als Partner einer Artôt die Bühne zu betreten.

X. X.

Die jüngste päpstliche Bulle und die künftige Papstwahl.

Am fünften December vorigen Jahres drohten die Ultramontanen im deutschen Reichstage die wüsten Scenen des vorhergehenden Tages, die Herr Jörg so unglücklich eingeleitet, zu erneuern. Es handelte sich damals um die von dem Reichskanzler beschlossene Streichung der Budgetposition für den Posten eines deutschen Gesandten beim päpstlichen Stuhle. Herr Windthorst sprach bei dieser Gelegenheit sein berufenes Wort von dem König von Rom und der Vergeltung, welche den ersten Bonaparte wegen seiner Auslehnung